



*Alles,  
was ich  
sehe*

Marei-Lyn Curtis

***Maggie, nach einer Gehirnhautentzündung erblindet, kann plötzlich einen kleinen Jungen sehen. Und verliebt sich in seinen Bruder. Wieder ändert sich ihr Leben radikal.***

Maggie hasst ihr neues Leben als Blinde. Sie will keine tapfere Kranke sein, und auf all das Mitleid kann sie gut verzichten. Nach einem missglückten Streich passiert es: Sie kann plötzlich sehen! Nur einen Ausschnitt der Welt, genauer: einen zehnjährigen Jungen namens Ben. Warum, das ist ihr zunächst ziemlich egal. Denn mit Hilfe des altklugen und hinreißenden Jungen scheint sie einen Teil ihres alten Lebens zurückzubekommen. Dazu kommt, dass Bens großer Bruder Mason Sänger in einer Band ist. Und ziemlich attraktiv!

Alles andere in Maggies Leben wird unwichtig: der ständige Streit mit ihrer ehrgeizigen Mutter, die Funkstille mit ihren früheren Freundinnen, die übermotivierte Blindenlehrerin.

Mason allerdings lässt Maggie abblitzen, weil er denkt, dass sie ihre Blindheit vortäuscht – was ja irgendwie stimmt. Und dann kommt heraus, warum sie ausgerechnet Ben sehen kann: Maggie sieht nur die Menschen, die bald sterben werden. Es bleibt nicht mehr viel Zeit, um Ben zu retten.

**MARCI LYN CURTIS** wuchs in Nordkalifornien auf, wo sie Biologie studierte. Sie lebt mit ihrem Mann, ihren zwei Kindern und einem Dackel in Maryland. »Alles, was ich sehe« ist ihr erster Roman.

**Erscheint im April 2016**

**Ab 14 Jahren**

MARCI LYN CURTIS

**Alles, was ich sehe**

Aus dem Englischen von Nadine Püschel

Umschlaggestaltung von Suse Kopp

Hardcover mit Schutzumschlag

Ca. 528 Seiten, 15 x 22 cm

€(D) 19,99 | €(A) 20,60

ISBN 978-3-551-56022-3

# Eins

Blumensträuße sind nicht so meins. Gegen Blumen an sich habe ich nichts, aber sobald man sie abrupft und in eine Vase steckt, öden sie mich an. Ein bisschen unheimlich finde ich sie auch. *Bitte bewundert meine Schönheit, während ich eines langen, qualvollen Todes sterbe*, na, das baut einen doch voll auf. Im Nachhinein kommt es mir fast vor wie ein Omen, dass Benjamin Milton neben einem Blumenstrauß stand, als ich ihm zum ersten Mal begegnete. Schließlich war ich schon seit sechs Monaten blind, und in der ganzen Zeit war mir kein einziger Blumenstrauß untergekommen.

Die meisten Leute, die sehen können, stellen sich vor, dass wir Blinde nur Schwarz sehen. Das stimmt aber nicht. Diejenigen von uns, die komplett blind sind, sehen kein Schwarz. Wir sehen gar nichts. Ich sehe praktisch so viel wie mein kleiner Finger: nämlich nichts. Kein Schwarz. Kein Grau. Nichts. Also hatte ich auch keine Ahnung, wie der Blumenstrauß aussah, als ich mich in Mr Sturgis' Wartezimmer setzte. Ich wusste nur, erstens, dass das Teil auf dem Empfangstisch stand, gegen den ich bei der Anmeldung geprallt war, und zweitens, dass es verdächtig nach verschrumpelten alten Damen roch, also tippte ich auf Gardenien.

Wie immer saß ich zwischen lauter Kriminellen und jugendlichen Straftätern. Ich musste mindestens dreißig Minuten warten, bis die Sekretärin – Cari oder Staci oder irgend so ein Name mit kokettem i am Ende – mich endlich aufrief. Mr Sturgis, meinen Bewährungshelfer, hatte ich nie gesehen. Ich stellte ihn mir als Riesen mit strähnigem Pferdeschwanz, abgelatschten Clogs und einem ver-

blassten Peace-Zeichen-Tattoo vor. Aber meinem Großvater zufolge war er klein und stämmig, hatte eine Glatze und trug immer unmögliche Hochwasserhosen. Das ist das Ding, wenn man blind ist: Man sieht die Leute, wie sie wirklich sind.

Als ich in sein Büro kam, sagte Mr Sturgis: »Tagchen, Miss Margaret.«

»Maggie wäre mir lieber, wissen Sie noch?«, gab ich zurück, während ich mich zu meinem gewohnten Stuhl tastete, meinen Blindenstock zusammenfaltete und ihn in meiner Tasche verstaute. Mein voller Name, Margaret, klingt nach einer Person, die mindestens dreihundert Jahre alt ist. Oder zum britischen Königshaus gehört.

»Also, Margaret«, fuhr er fort, während ich im Takt eines Loose-Cannons-Songs, der mir schon den ganzen Tag nicht aus dem Kopf ging, mit dem Fuß wippte. Ich hörte Mr Sturgis mit Unterlagen rascheln. »Miss Olive teilt mir hier mit, dass du deine Sozialstunden abgeleistet hast. Wortwörtlich schreibt sie« – er räusperte sich –, »Margaret ist eine intelligente junge Frau, die es hervorragend beherrscht, beschäftigt zu wirken, obwohl sie rein gar nichts tut.«

Ein langes Schweigen folgte. Wahrscheinlich wartete er auf einen Kommentar von mir, aber ich sagte nichts. Stattdessen bürstete ich einen imaginären Fussel von meinen Shorts, was einigermaßen albern war, denn selbst wenn ich tatsächlich Fussel auf den Shorts gehabt hätte, hätte ich sie nicht sehen können.

Nach einer Weile fragte er: »Wie läuft's in der Schule?«

»Prächtig«, sagte ich. Mein vorletztes Schuljahr war gestern zu Ende gegangen. Klar, dass es heute prächtig lief. Ich hatte bis mittags geschlafen, eine komplette Packung Girl-Scouts-Kekse verdrückt, drei Stunden lang geduscht und mich dann hierher bequemt.

»Zu den Noten willst du mir weiter nichts sagen?«, fragte Mr Sturgis. Sein Stift kratzte über Papier.

»Nein, kein Bedarf.«

»Was war denn der Durchschnitt?«, fragte er glucksend. Vor ein paar Monaten hatten er und ich eine stillschweigende Übereinkunft getroffen: Ich würde ohne Ende sarkastisch sein, und er würde das für witzig halten. Außerdem hatte ich festgestellt, dass man sich im Gespräch mit Mr Sturgis am besten auf das Nötigste beschränkte. Wenn ich ihm auch nur die geringste Vorlage lieferte, würde er sofort vorpreschen und mich in Grund und Boden schwafeln, ich solle doch einen Beitrag für die Gesellschaft leisten und mein Karma bereinigen und bla bla bla.

Ich zuckte mit den Achseln. »So Richtung Drei minus.«

Dass es nicht ganz Drei minus war, lag nur an meinem Englischlehrer, der mich auf dem Kieker hatte, seit ich vor ein paar Monaten mal in seinem Unterricht gestört hatte. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich über den Wechsel an die Merchant's Blindenschule todunglücklich gewesen war. Zum einen, weil ich lieber an der South Hampton High geblieben wäre, und zum anderen, weil Merchant's total zum Kotzen war. Auf der Merchant's wurde ich gepampert und in Watte gepackt und bekam andauernd zu hören, dass es schon werden würde. Aber es würde nicht werden. Draußen in der realen Welt? Da stolperte ich über Bordsteinkanten, die ich nicht auf dem Schirm hatte, und scheiterte komplett bei dem Versuch, einen Zehndollarschein von einem Zwanzigdollarschein zu unterscheiden. Und mir dämmerte allmählich, dass ich nie wieder Fußball spielen und Tore schießen würde.

Also war Merchant's das Letzte. Und Mr Huff, mein Englischlehrer, war das Hinterletzte. Sein Mundgeruch erinnerte an Bauchnabelschmiere und er sprach immer Ein-Wort-nach-dem-anderen-als-wären-wir-alle-extrem-schwer-von-Begriff. Vor ungefähr zehn Jahren hatte er mal Hodenkrebs gehabt. Deswegen textete er uns jetzt in jeder Englischstunde zu, wie er den Krebs besiegt hatte und dass er die Härten des Lebens am eigenen Leib erfahren hätte und

wie er mit Hindernissen fertig wurde. Und ich stöhnte dabei demonstrativ laut und verdrehte die Augen und hoffte, dass er es irgendwann checken würde.

Aber eines Tages überraschte er mich mitten in meiner Stöhnen- und-Augen-verdrehen-Nummer mit der Frage: »Maggie? Möchtest du uns etwas mitteilen?«

Was dann passierte, ist wirklich nicht meine Schuld. Ich habe einfach ehrlich auf seine Frage geantwortet. Außerdem hätte meine Antwort noch viel drastischer ausfallen können. In meinen Gedanken war sie es. »Ich komme einfach nicht dahinter, was Ihre Nüsse mit unserem Sehvermögen zu tun haben«, erklärte ich ihm und zeigte mit einer ausholenden Armbewegung auf all die anderen armen blinden Schweine, die hier festsaßen und ihm jeden beschissenen Tag zuhören mussten.

Natürlich verschaffte mir meine Antwort einen Platz im Büro des Direktors, wo ich dem Direktor noch ausführlicher verklickerte, was ich von Mr Huffs Nüssen hielt. Was damit endete, dass ich jeden Nachmittag nachsitzen musste und Mr Huff nur noch mit gepresster Stimme mit mir sprach und mir eine schlechte Note nach der anderen reindrückte.

Mr Sturgis holte mich jäh in die Gegenwart zurück. »Wie geht es deiner Mutter?«, fragte er.

Ich fuhr hoch. »Warum? Hat sie Sie angerufen?«

»Ich habe nichts von ihr gehört. Hast du Probleme zu Hause?«

»Nö.«

Er quittierte das mit einem Bewährungshelfer-Seufzen – eine Mischung aus misstrauisch, belustigt und verärgert – und sagte dann: »Wir sehen uns nächsten Monat. Und Margaret? Du bist in Ordnung. Pass auf dich auf.«

# Zwei

Opa Keith kam zu spät. Er hätte mich um Punkt vier Uhr von Sturgis' Büro abholen sollen, aber mein Telefon hatte gerade halb fünf geläutet. Dass er sich verspätete, wunderte mich nicht besonders. Er hatte wirklich ein außergewöhnliches Talent dafür. Wahrscheinlich, weil er sich langsamer fortbewegte als ein Unterwasserfurch. Ich strich gerade mit den Fingern über mein Handy und überlegte, ob ich ihm auf die Sprünge helfen sollte, da öffnete sich in der Grabesstille von Mr Sturgis' Wartezimmer mit einem Bing die Tür.

»Na endlich«, sagte ich, stand abrupt auf und marschierte los, ohne dafür extra den Stock aus meiner Tasche zu holen. Sekunden später stellte ich fest, dass irgendwer ein undefinierbares, extrem glitschiges Zeug auf dem Fliesenboden verschüttet und sich nicht die Mühe gemacht hatte, es wegzuwischen. Und ich trat natürlich voll rein.

Ich würde jetzt gern sagen, dass ich mit der Würde und Anmut eines anständigen blinden Mädchens zu Boden ging – die Sorte Mädchen, die ihren Frieden damit gemacht hat, dass es da draußen versteckte Gefahren gibt und sie sich unweigerlich die eine oder andere Beule holen wird. Aber weit gefehlt. Als ich auf den Boden knallte, fluchte ich so laut und so heftig, dass man mit dem Dampf locker einen Kessel hätte anheizen können.

Ich lag also mit zugekniffenen Augen und dem Gestank der Blumen in der Nase auf der Seite und hielt mir den Schädel, als würde er sich sofort im ganzen Zimmer verteilen, wenn ich losließ. Da hörte ich eine Kinderstimme: »Einen so majestätischen Sturz habe ich noch nie gesehen.«

*Mann, danke*, wollte ich im ersten Moment sagen. Aber ich hatte mir den Kopf an etwas Hartem gestoßen. Jetzt funktionierte er nicht mehr richtig. Ich war nicht in der Lage, meinem Mund irgendwelche Wörter zu übermitteln. Sie waberten in meinem Hirn herum, ohne einen Ausgang zu finden.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Junge. Besorgt klang er nicht.

»Alles tiptopp«, brachte ich nach einer kurzen Pause und mit einiger Mühe hervor, so dass sich der Sarkasmus in meiner Antwort verschliff.

Die linke Seite meines Schädels klingelte. Ich steckte einen Finger ins Ohr und drehte ihn hin und her. Es brachte nichts. Stöhnend rollte ich auf den Rücken.

»Soll ich dir hochhelfen?«, fragte er.

Irgendetwas an seiner Art, zu sprechen – energiegeladen und lebhaft, fast als würde eine mexikanische Kapelle aus seinem Mund marschieren –, brachte mich dazu, die Augen aufzumachen. Und das war der Moment, in dem mir klar wurde, dass ich durch die Erschütterung bei dem Sturz halluzinierte.

Denn ich konnte ihn tatsächlich sehen.

Es war sechs Monate her, seit ich durch eine bakterielle Hirnhautentzündung blind geworden war; sechs Monate, seit ich zum letzten Mal irgendetwas gesehen hatte. Was ich da sah, war zwar eine kitschige Halluzination, aber egal – sie war da. Ich sollte mir öfter den Kopf anhauen.

Ein kleiner Junge bäugte mich. Er war vielleicht acht oder neun Jahre, aber ich halluzinierte zum ersten Mal in meinem Leben und konnte nicht garantieren, dass ich die Erscheinung altersmäßig richtig einschätzte. Er war klein und dürr, hatte goldbraune Haut und trug eine Shorts, die ihm mindestens drei Größen zu weit war. Er hatte seine Baseballkappe seitlich aufgesetzt und strahlte mich mit einem breiten Grinsen an.



Ich setzte mich auf und schwankte ein bisschen, bis ich eine stabile Position gefunden hatte. Mein Hirn war wie vernebelt und mein Schädel brummte. »Du«, begann ich und zeigte mit dem Finger auf ihn, doch dann runzelte der Junge die Stirn und ich verlor völlig den Faden.

Ich betrachtete den Bereich um ihn herum. Ich sah nicht nur den Jungen, sondern auch alles im Umkreis von gut einem Meter, so als wäre er eine hellgraue Glühbirne, die ein träges, gedämpftes Licht verströmt, wie man es von der Morgendämmerung kennt – eher eine Ahnung von Licht als tatsächliche Helligkeit. Aber ich hatte schon so ewig nichts mehr gesehen, dass es mir wie ein Scheinwerfer vorkam.

Neben seinen Sneakern sah ich eine zerknüllte Skittles-Packung auf dem Boden liegen. Rot. Die Packung war leuchtend rot. Mann, was hatte ich Rot vermisst. Daneben stand ein leuchtend blauer Plastikstuhl, in den in großen Blockbuchstaben HAU AB geritzt war. Und über dem Stuhl? Ein schräg einfallender Sonnenstrahl. Butterweiches Spätnachmittagslicht. Dahinter wurde alles immer trüber und funze-liger, bis es sich schließlich im Nichts verlor.

Sogar für eine Halluzination war das echt schräg.

Ich schaute zu dem Kleinen hoch und bemerkte erst jetzt, dass er sich auf ein Paar Krücken stützte. Nicht diese Dinger, die man sich in die Achselhöhlen klemmt, sondern die kurzen aus Aluminium mit Unterarmgriffen. Komischerweise wirkten sie wie ein Körperteil von ihm – als würde ihm ohne Krücken etwas Lebenswichtiges fehlen, eine Nase oder ein Ohr oder so was. Er lächelte mich schief an, halb belustigt, halb skeptisch. »Bist du betrunken?«, fragte er.

Bis eben hatte ich noch nie eine Erscheinung gesehen, aber ich fand doch, dass diese hier ein bisschen zu aufdringlich daherkam. Vielleicht war das bei Halluzinationen immer so. »Ich bin nicht betrunken«, sagte ich entrüstet. »Ich habe eine Gehirnerschütterung,

was auch erklärt, warum du hier bist.« Ich holte feierlich mit dem Arm aus, als könnte ich ihm damit die Situation näherbringen.

Er blies die Backen auf und seufzte. »Dann kiffst du also. Mist.« Mit gesenkter Stimme fügte er hinzu: »Die Hübschen haben alle eine Charakterschwäche.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Wie bitte?«

»Doch, ehrlich. Ich war mal total verknallt in Jessica Baylor. Die saß in Mathe neben mir. Sie war echt heiß. Glänzendes Haar und glänzende Augen und glänzendes Lächeln. Und dann? Erzählt sie mir, dass sie Kuchen hasst, und für Kuchenhasser hab ich null Verständnis. Als Nächstes kam Hannah. Vom Bandunterricht. Die hatte einen hammermäßigen Busen. Aber so was von. Da wurde man schon beim Gedanken daran ganz verrückt.« Er zwinkerte einmal. Langsam. Als ob er damit das Bild aus seinem Gehirn wischen wollte. »Aber das Problem bei Hannah war, dass ich sie ertappt habe, wie sie ein Eichhörnchen mit einem Stein beworfen hat. Ein Eichhörnchen, Himmel noch mal. Das ging gar nicht. Als ich dann heute dich gesehen habe, dachte ich, du wärst perfekt. Ich meine, hallo? Dieser Sturz? Wow. Echt ... wow. Aber dann stellt sich heraus, dass du kiffst.« Er schnaubte noch einmal geräuschvoll. »Es ist tragisch.«

Krass. Ich tickte wohl echt nicht mehr richtig. »Ich kiffe nicht«, erklärte ich, obwohl mir selbst ein Rätsel war, warum ich mich gegenüber einer minderjährigen, semiperversen Erscheinung zu rechtfertigen versuchte.

»Warum glotzt du mich dann so an?«, fragte er. »So ausdruckslos und dummlich?«

Glotzte ich? Anscheinend schon. Ich überlegte kurz, warum solche überflüssige Verhaltensregeln auch für Halluzinationen galten. »Dass ich dich anglotze, kannst du nur wissen, wenn du mich auch anglotzt«, sagte ich. Mit dieser Logik würde er nicht mithalten können.

Sein Grinsen wurde noch breiter, bis es förmlich das ganze Gesicht erfasste. Dann sagte er: »Du hast mich zuerst angeglotzt, also hast du angefangen. Ich bin nur ein unbeteiligter Beobachter, der dein Glotzen bemerkt hat.«

Ich legte den Zeigefinger ans Kinn. Es gibt doch nichts Besseres als einen guten Schlagabtausch, um wieder klar denken zu können. An seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass er meine wiedererwachende Geistesgegenwart ebenfalls registrierte und seine Kiffer-Theorie revidieren musste. »Im Gegenteil«, sagte ich. »Als ich dich zum ersten Mal gesehen habe, gleich nach meinem Sturz, da hast du mich schon angeglotzt. Also warst du derjenige, der zuerst geglotzt hat. Mein Glotzen war nur eine Reaktion auf dein Glotzen.«

Es folgte ein langes Schweigen, das zu einer bedeutungsvollen Pause wurde. Schließlich flüsterte er: »Ich glaube, ich habe gerade meine neue Freundin gefunden.«

Ich musste so lachen, dass ich ein undamenhaftes Prusten ausstieß. Offenbar kam ich bei imaginären Personen gut an. Nur mit echten Menschen, mit denen kam ich nicht klar.

Da klackten Stöckelschuhe herein. Irgendwo hinter mir sagte die Sekretärin: »Ach du ... Maggie? Warum sitzt du auf dem Boden? Ist alles in Ordnung?«

»Könnte nicht besser sein«, sagte ich gedehnt, ohne meinen Blick von dem Jungen abzuwenden. »Alles in Butter, sozusagen. Da ist irgendwas Schmieriges auf dem Boden. Ich bin ein kleines bisschen ausgerutscht und ein ziemliches bisschen hingeknallt.«

Einen Moment war sie stockstill, dann sagte sie flehend: »Oh – nein, nein, nein, nein. Nicht jetzt.«

Ich verstand nicht ganz, was sie hatte, aber das war jetzt nicht mein Problem. Aus irgendeinem Grund schien es das Leben gerade gut mit mir zu meinen.

»Benjamin Milton«, schimpfte die Sekretärin, »hör auf, mit dem

armen Mädchen zu flirten. Du siehst doch, dass sie viel zu alt für dich ist!«

Der Junge zog scharf die Luft ein und blies die Backen auf. Mit erhobenem Zeigefinger sagte er: »Fürs Protokoll: Ich flirtete nicht. Ich kann ja wohl nichts dafür, dass ich so sexy bin und ...«

Aber sie fiel ihm ins Wort, bevor er seinen Satz zu Ende bringen konnte, und redete so schnell auf ihn ein, dass ich kaum mitkam. »Tut mir leid Ben aber ich muss jetzt wirklich gleich los ich bin furchtbar spät dran und ich muss in drei Minuten meinen Sohn abholen sonst stellt mir der Hort das in Rechnung und das kann ich mir nicht leisten weil ich dann mit der Miete in Rückstand komme also sei so lieb und wisch das Zeug auf bevor sich noch jemand den Hals bricht.« Ich zuckte zusammen, als aus dem Nichts hinter mir ein schmutziger Lappen angeflogen kam und auf der Schulter des Jungen landete. »Danke du bist ein Schatz!« Sie hob die Stimme und rief: »MR STURGIS ICH GEHE JETZT IHR NEFFE IST DA VERGESSEN SIE NICHT ABZUSCHLIESSEN!« Eine wasserstoffblonde dünne Frau mittleren Alters tauchte kurz in meiner schwachen Sichtblase auf. Und verschwand sofort wieder.

Einige Sekunden lang blieb mir die Luft weg. Mein Blick wanderte zurück zu dem Jungen, der vor mir stand. Ich fühlte mich, als wäre ich mit etwas Riesigem, Hartem zusammengeprallt und in eine Million winziger Stücke zerborsten. Ich schloss die Augen und versuchte, mein letztes bisschen Verstand zusammenzunehmen. Als ich sie wieder aufmachte, war der Junge immer noch da.

# Drei

Ich saß nur da und starrte den Kleinen an. Er schob sich auf seinen Krücken nach vorn und grinste so breit, dass seine großen Vorderzähne aufblitzten. »Warum kann ich dich sehen?«, fragte ich. Er beantwortete meine Frage nicht, weil ich sie gar nicht ausgesprochen hatte. Ich stellte sie probenhalber erst gedanklich, aber sie kam mir zu absurd vor, als dass ich sie laut aussprechen konnte. Ich fuhr mit der Hand über die frische Beule an meinem Kopf und fragte mich, ob der Sturz irgendetwas geradegerückt hatte – vielleicht war ein Zahnrad in meinem Gehirn wieder in die Kerbe eingerastet, die für das Sehvermögen zuständig war.

War das überhaupt möglich?

Ich schluckte und senkte vorsichtig den Blick. Ich wusste nicht, was ich eigentlich erwartete, aber jedenfalls nicht das, was ich dann sah – *mich*. Nach meiner Erblindung hatte ich irgendwann daran gezweifelt, dass es mich überhaupt gab, ich hatte geglaubt, dass ich mich in nichts aufgelöst hatte, in ein Gespenst meiner selbst. Meine Hände waren knochenweiß, mager, zierlich, mein rechter Zeigefinger hatte auf der Kuppe eine Schwiele vom Brailleunterricht. Ich trug ein weißes T-Shirt von der besten Nachwuchsband aller Zeiten, den Loose Cannons, die ich gerade vergötterte, und dazu die Shorts, die meine Eltern mir vor ein paar Monaten gekauft hatten. Ich hatte sie immer für außergewöhnlich bequem gehalten, und als ich sie jetzt mit eigenen Augen sah, wurde mir auch klar, warum. Sie waren zu groß und warfen Falten an komischen Stellen und sahen aus wie etwas, das meine Mutter tragen würde. Auf meinen Zehen-

nägeln klebten noch Nagellackreste der Farbe Blue Bayou, meines Lieblingsfarbtons in der Zeit, als ich noch sehen konnte. An meinem rechten Knöchel, knapp über meinem Flip-Flop, war die Narbe von damals, als ich in der achten Klasse von einem Baum gefallen war. Ich starrte sie einige Herzschläge lang wie gebannt an. Ich hatte das komische Gefühl, als würde ich ganz dicht vor einer großen Leinwand stehen und jedes einzelne Pixel bestaunen.

Doch – *doch* –, ich konnte definitiv sehen.

Trotzdem.

Warum?

Ich drehte mich halb um und schaute über die Schulter. Ich sah vielleicht einen halben Meter weit, aber nur verschwommen, und dahinter verlor sich alles im Nichts. Kein Wartezimmer. Keine Stühle. Rein gar nichts. Ich fuhr wieder herum und begutachtete die schaumige hellgrüne Substanz, die sich wie ein kleiner Bach über den nicht mehr ganz weißen Fliesenboden schlängelte. Pistazieneis, tippte ich. Das musste das Zeug sein, auf dem ich ausgerutscht war. Mit Pistazieneis konnte man mich eigentlich jagen – in etwas Cremigem, Weichem haben Nüsse nichts zu suchen –, aber in Anbetracht der jüngsten Ereignisse sollte ich heute Abend wohl eine ganze Packung davon essen.

Also echt.

Der Kleine, Ben, räusperte sich, ruckte den Kopf in die Richtung von Mr Sturgis' Büro und verkündete in Brülllautstärke: »ONKEL KEVIN! Mom wollte, dass ich kurz reinschaue und dich frage, ob du heute zum Abendessen kommen willst, aber du bist ja offenbar beschäftigt, also lade ich stattdessen meine neue Freundin ein.« Mr Sturgis brachte nur ein »Ähm« heraus, denn Ben unterbrach ihn sofort. »Nein, das macht gar nichts, ich will ihr sowieso meine Familie vorstellen.«

»Ach so, okay«, rief Mr Sturgis zurück. Man hörte seine Verwirrung deutlich.

»Ich bin nicht deine Freundin«, zischte ich dem Kleinen leise zu, aber er strahlte mich nur debil glücklich an. Dann stützte er sich mit einer Hand auf den »HAU AB«-Stuhl und ließ sich mit vorgerecktem Kinn und durchgedrücktem Rücken selbstbewusst zu Boden gleiten. Seine dünnen Beine klappten schlaff unter ihm ein.

»Und?«, fragte er und sah aus den Augenwinkeln zu mir hin, während er das Pistazieneis aufwischte. »Ladendiebstahl?«

Ich antwortete nicht, weil seine Frage keinen Sinn ergab. Außerdem hatte er den Kopf so weit abgewandt, dass ich den Spruch auf seiner Kappe ganz lesen konnte: »ACHTUNG, FREI LAUFENDES GENIE!« Ich war so aus dem Häuschen, etwas Geschriebenes zu sehen, dass ich es immer wieder las. Irgendwann merkte ich, dass er auf eine Bemerkung oder eine Antwort wartete. Worauf, war mir schon wieder entfallen, also sagte ich: »Äh, wie bitte?«

»Was machst du im Büro meines Onkels?«, fragte er und drehte sich zu mir um, womit er die Aufschrift wieder meinem Blick entzog. »Du siehst nicht aus wie eine Axtmörderin oder eine Dealerin, also tippe ich mal auf Ladendiebstahl.« Er beugte sich zu mir und senkte seine Stimme zu einem deutlich hörbaren Flüstern. »Was hast du geklaut?«

»Nichts«, sagte ich scharf. Normalerweise hätte ich mit einer witzigen, klugscheißerischen Bemerkung gekontert, aber das Pochen in meinem Schädel und die plötzliche Rückkehr meines Sehvermögens beeinträchtigten meine Geistesgegenwart doch erheblich.

»Ich glaube, du verheimlichst mir etwas, meine Schöne«, sagte er.

Ah. Darauf wusste ich keine Antwort. Vor allem, weil ich jemandem, der mich gerade »meine Schöne« genannt hatte, nicht ernsthaft widersprechen konnte. Selbst wenn das Kompliment von einem kleinen Jungen gekommen war.

Er hörte auf zu wischen und wartete auf eine Antwort auf die Ladendiebstahl-Frage. Ich straffte den Rücken und sagte: »Ich habe keinen Ladendiebstahl begangen. Ich gehe nicht mal gern in Läden. Ich war ... an einem Schulstreich beteiligt.«

Er grinste breit und lachte dann kurz auf, ein Lachen wie ein Ausrufezeichen am Ende eines Satzes. »Ich liebe es, wenn meine Freundinnen verborgene Seiten haben. Bitte ... erzähl's mir«, sagte er.

»Ich bin nicht deine Freundin. Ich bin viel zu alt für dich«, stellte ich klar.

»Ja, aber du wirst meine Freundin *werden*, das ist vom Prinzip her dasselbe«, sagte er und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Das ist vom Prinzip her Quatsch. Wie alt bist du genau, neun?«

»Zehn«, sagte er verschnupft, als wäre dieses eine Jahr ein Riesenunterschied.

»Du bist also zehn und ich siebzehn, und es gibt wahrscheinlich Gesetze gegen Beziehungen zwischen Zehn- und Siebzehnjährigen.«

Er winkte ab. »Also. Der Schulstreich?«

In seinen Augen lag irgendetwas, etwas Echtes, Aufrichtiges vielleicht, das mir immer stärker bewusst wurde – womöglich, weil es mir selbst so vollkommen abging. Nur diese Eigenschaft brachte mich dazu, ihm von dem Streich zu erzählen.

